Was ist eigentlich Kohl? Rotkohl, Weißkohl, Blumenkohl und wie die Kohlarten sonst heißen mögen, sie sind alle ausnahmslos Spielarten einer einzigen Pflanzenart, Brassica oleracea. Wie sich die einzelnen Spielarten der Kohlpflanze unterscheiden und was sonst von ihnen wissenswert ist, erzählt der Kreuzerder Botaniker Professor Ludwig Klein in seinem Büchlein „Nutzpflanzen der Landwirtschaft und des Gartenbaus" (Karl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg) an der Hand ausgezeichneter farbiger Tafeln auf anschauliche Art nebeneinander, so daß der Naturfreund wie auch die Hausfrau gleich gut auf ihre Kosten kommen.

Schon seit Jahrtausenden wird der Kohl, dessen Stammpflanze an den Küsten Westeuropas angeblich wild vorkommt, kultiviert; die Griechen verehrten den Kohl, der, wie der Oelbaum, als Göttergeschenk galt, und auch die Römer, von denen seine Kultur zu uns gekommen ist, schätzten ihn hoch. Die Blätter des Kohls als einer zu den Kreuzblütlern gehörigen Pflanze enthalten ein ätherisches, schwefelhaltiges Oel, das zur Gruppe der Senföle gehört; dieses Oel bedingt beim Krautsalat den pikanten Geschmack, bei gekochtem Kohl den oft kurzen „Kohlgeruch oder -Geschmack" und bei verkochenden Kohlblättern den stärkeren Gestank. Am meisten angebaut wird in Deutschland die Spielart, die als Kopfkohl oder strunk kohlrabi bezeichnet wird und den Rotkohl mit blau- oder rotviolet gefärbten Blättern und den Weißkohl mit seinen blaugrünen, im geschlossenen Kopfe weißlichgrünen bis gelblichweißen Blättern umfaßt. Bei der Entwicklung der großen, geschlossenen Krautköpfe findet eine natürliche Bleichung der inneren Blätter statt, die außerdem, durch die äußeren Blätter gegen die Außenluft abgeschlossen, in einer mit Wasserdampf nahezu gesättigten Atmosphäre heranwachsen und infolgedessen bei aller Größe zart und saftig bleiben. Der „Krautkopf" ist in seinem Bau von Salatköpfen dadurch verschieden, daß er nicht auf der Erde aufliegt, sondern von einem kürzeren, seltener längeren Strunk emporgehoben wird, an dem die Narben der älteren abgefallenen Blätter deutlich zu erkennen sind. Auch der Längsschnitt durch einen Krautkopf zeigt, daß der dickfleischige Strunk sich bis etwa zur Mitte des Kopfes fortsetzt und daß auch die Mittelrippen der Blätter kräftig fleischig entwickelt sind. Der Wirsing-, Kohl-, auch Sabbeler-, Weißkohl oder Bürstkopf benannt, hat einen höheren Stengel und kleinere Köpfe als Kraut- und Weißkohl; die Blätter haben eine mehr ins Graugrüne oder Gelbgrüne spielende Färbung, sind wellenförmig oder etwas eingeschnitten, blasig oder kraus und zu einem lockeren Kopfe geschlossen. Im Geschmack ist bekanntlich milder. Die Spielart ancphala des Kohls zerfällt in zwei Unterspielarten, nämlich die hauptsächlich als Viehfutter verwendete als Kuhkohl oder Futterkohl bezeichnete, und die krausblättrige Unterspielart, den eigentlichen Winterkohl, als Braunkohl, Krauskohl oder Grünkohl bezeichnet. Bei allen diesen Sorten bildet der Kohlkopf und die Blätter sind rosettenartig ausgebreitet. Besonders zartschmeckend ist der Palmkohl, der eine Höhe von mehr als einem Meter erreicht und bis 40 Zentimeter lange Blätter trägt. Eine Spielart dieser Unterspielart wird als Kerpflanze gebaut. Eine weitere Spielart des Kohls ist der Braunkohl, auch Strunkkohl oder Brüsser Kohl genannt. Der etwa 50—100 Zentimeter hohe Stengel treibt in den Achseln der langgestielten, blaugrünen Blätter im Sommer fleischige, kraftige, geschlossene Seitenköpfchen oder „Röschen" mit runzligblasigen Blättchen, die das bekannte feine Gemüse liefern. Der Bimsenkohl schließlich, auch Karfiol genannt, ist die wertvollste Rasse der kultivierten Kohlpflanze. Die Rispe bilden ein krausförmiges Gebilde, in dem Stengel, Blätter und Blüten fleischig degeneriert sind und die meist ganz verkümmerten Blüten entweder im Innern eingeschlossen sind oder als winzige Höcker auf der Oberfläche angedeutet erscheinen. Die letzte Spielart des Kohls ist nur der Vollständigkeit wegen erwähnt. Es ist der Rotkohl, den die Hausfrau nicht als Kohl anerkennt. Die sogenannte Knolle ist nichts als eine Anschwellung des Stengels oberhalb der Erde, die Köpfe von mehreren Kilo Gewicht bildet.

Die restlose Ausnutzung der Kartoffel.

Auf Grund zuverlässiger Angaben von E. Hennig dürften wir rund 40 Millionen Tonnen Kartoffeln geerntet haben. Das ist nicht allzu viel, aber auch nicht zu wenig. Selbstverständlich muß die Kartoffel einerseits besonders bei der Kartoffel, jeder Nährwert vollständig ausgenutzt werden. Das ist nun bei der Kartoffel einerseits besonders leicht, anderseits vollkommen unmöglich. Unmöglich ist es im Haushalt, leicht bei der industriellen Verarbeitung. Aber leider hat es sich auch hier wieder gezeigt, daß die Gewohnheit unsere Amme ist. Wir sind nämlich gewohnt, die Kartoffel schlechtweg als Speisekartoffel anzusehen. Wenige Leute werden überhaupt das Wort Fabrikkartoffel kennen. Aber in den letzten Wochen wird manche Hausfrau eine ganz unerwünschte Bekanntschaft mit ihr gemacht haben, weil eben den Städten vielfach Fabrikkartoffeln geliefert wurden. Weil wir also gewöhnt sind, die Kartoffel als Speisekartoffel zu betrachten, war unsere erste Sorge die „Versorgung mit Speisekartoffeln". Den Fabriken wurde zunächst der für sie bestimmte Teil der Erdfrüchte größtenteils entzogen, die Fabrikkartoffel kam in den Hausbau. Die Fabriken bezahlten ihre Kartoffeln nach Stärkeprozenten, die Hausfrauen nach Gewicht. Sie dürft daher der anhaftende Schmutz weit mehr als die Fabrik, und den höheren Stärkegehalt vermögen sie nicht auszunutzen. Es ist bekannt, daß auch die besten Kartoffeln beim Lagern Nährwerte verlieren. Niemand kann behaupten, daß die Städte, oder gar jeder städtische Haushalt die besten Lagerungsmöglichkeiten haben. Es kann kein Zweifel bestehen, daß auf diese Weise große Nährwertverluste entstehen müssen. Aber auch bei dem Verdrauch in den Haushaltungen gehen viele wertvolle Nährstoffe der Kartoffel verloren. Wenn wir von den Schälverlusten ganz absehen und annehmen wollen, daß alle Haushaltungen so verständig sind, die Kartoffeln in der Schale zu kochen — man kann immerhin nicht hinter jede Köchin einen Schutzmann stellen —, so werden doch angefaulte oder sonstwie schlechte Kartoffeln fortgeworfen. Auch wird wohl ohne Rücksicht auf den Stärkegehalt der Kartoffel immer die gleiche Menge verbraucht. Wenn wir den diesjährigen Verlust bei der Aufbewahrung der Kartoffeln in den Haushaltungen gering mit 30 v. H. annehmen, so wird eine vierköpfige Familie in 30 Wochen mindestens 168 Pfd. Verlust haben, das sind bei einem Stärkegehalt von 16 v. H. 36,62 Pfd. an reinen Nährstoffen, die verloren gehen. Bei nur 1000 Haushaltungen gibt das schon 366 Zentner Verlust an reinen Nährwert, und jeder Ersatz kann sich leicht errechnen, wie sich seine Verluste verdreifachen. Würde man die Kartoffelnährstoffe statt in frischen Kartoffeln in Trockenkartoffeln aufbewahren, so würde ein Verlust überhaupt nicht eintreten. Dazu kommt noch, daß bei der Verarbeitung in Stärkefabriken und Trockereien die Rückstände als Viehfutter ausgenutzt werden, also auf einem Umweg wieder der Volksernährung dienen. Selbst aus beschädigten Kartoffeln kann die Fabrik die noch in ihnen steckenden Nährstoffe herausholen.

Die durch die technische Verarbeitung erzielten Nahrungsmittel sind unbegrenzt haltbar; ihr Nährwert, auf gleiche Mengen berechnet, ist ungefähr 5mal so hoch wie bei der reinen Kartoffel. Von einem Kilo frischer Kartoffeln sind an Kalorien, nährwerten 729, in einem Kilo Kartoffelflocken 3616, im Kilo Stärkemehl 3188 Kalorien enthalten. Also entschlagen wir uns möglichst bald der alten Gewohnheit, und vorzugsweise in erster Linie nicht für Speisekartoffeln, die doch keine sind, sondern für die restlose Ausnutzung der Kartoffeln. Schicken wir soviel Kartoffeln als nur möglich in die Fabriken, statt unter der Gefahr des Gefrierens die Eisenbahn mit den unabsehbaren Mengen der Frischkartoffel zu belasten. Was wir an der Kartoffelkarte etwa verlieren, kann dann leicht durch die Brotkarte ausgeglichen werden. Vor allem aber müssen alle Kartoffeln, denen irgend eine Gefahr droht, schleunigst in die Fabriken.

Weihnachtsgruß an die Front.

Der Vaterländische Frauenverein und die ihm angeschlossenen Landesvereine bringen eine Weihnachts-Feldpostkarte zum Verkauf. Die mit weihnachtlichem Bildschmuck ausgestattete Karte soll als einmütige Kundgebung der Heimat den Dank an unsere tapferen Feldgrauen zum Ausdruck bringen. Die Karte trägt die handschriftlich wiederzugebende Widmung der Kaiserin: „Meine innigsten Wünsche und Gebete begleiten diesen Gruß der Heimat an die tapferen Helden im Felde." Der Erlös ist für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen bestimmt.

Ein weiblicher Walter Stolzing.

An der Generalprobe des dritten Aktes der „Meistersinger" war, so erzählt die Königsberger Allgemeine Zeitung, der Vertreter der Lenchen (Stolzing) nicht erschienen. Da die Generalprobe öffentlich war und vor einem recht zahlreichen Publikum im Börsensaale vor sich ging, so mußte sofort Ersatz geschafft werden. Schnell entschloß sich — Frau Gertrude Hammeleta ohne jede Vorbereitung dazu, die Tenorpartie zu übernehmen. Und sie sang sie tadellos mit entschiedenem Erfolg und unter großem Beifall der Zuhörerschaft. Unter den vielen „Ersatzmitteln", die heute angeprieset werden, dürfte dieser „Tenorersatz" einer der originellsten sein.

Die italienische Marlitt.

In Cuneo, wo sie ihren Gatten, den zum Heeresdienst einberufenen Obersten Quintierna, besucht hatte, starb infolge Lungenentzündung Italiens bekannteste und populärste Romanschriftstellerin Frau Carolina Invernizia. Sie hat mehr als fünfzig große Romane geschrieben, von denen mehrere auch in fremde Sprachen übersetzt worden sind. Einen literarischen Wert hatte keines dieser Bücher, aber sie trafen mit ihrem Gemisch von Rührung und Spannung fast immer den Geschmack der breiten Massen gefällt. Bemerkenswert ist, daß jeder Roman der fruchtbaren Schriftstellerin auf ein wirkliches Geschehnis aufbaute, und daß alle in und um Turin spielen.

Lehrerersatz durch Lehrerinnen.

Der Breslauer Rektorenverein hat in seiner letzten Sitzung gegen den Ministerialerlaß vom 13. Juni betr. die weitere Durchführung der Volksschullehrerschaft mit Lehrerinnen Stellung genommen. Die Mitwirkung der Lehrerinnen dürfe nicht das Bestreben eines bedrückenden Einflusses weiblicher Tätigkeit erkennen lassen. Eine Erweiterung der Zahl von Lehrerinnenstellen über die gebotene Grenze hinaus würde die Gefahr der Verweiblichung der deutschen Jugend herbeiführen. Zum Schlusse gibt der Verein Breslauer Rektoren der Hoffnung Ausdruck, daß die Bestimmungen der Ministerialverfügung vom 13. Juni 1916 aufgehoben werden, sobald die Opfer, die der Weltkrieg aus den Reihen der Lehrerschaft gefordert hat, durch das heranwachsende Geschlecht Ersatz gefunden haben werden.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 50:

„Einnahme von Constanza".

(Schein, Nase, Rahmen, Volk, Blaues, Eins, Grünstraße, Zahl.)

Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: „Das Buch der neuesten Erfindungen" von Jean Clairemont,

einst auf Paul Müller, Oberröblingen.

An unsere Rätsellöser!

Um mehreren unserer Rätsellöser eine Weihnachtsfreude zu bereiten, werden wir auch in diesem Jahre in der Weihnachtszeit wieder jedesmal mehrere Prämien zur Verlosung bringen. Wir werden damit also jetzt beginnen.

Kriegsglück.

Von Hans Sch.

Im Frieden hat' ich nie 1 Geld,
Und nie bei 2 war ich.
Da kam der Krieg, ich hab' gestellt
Gleich zur Marine mich.
Und nun, wer hätte das gedacht
Daß sowas möglich sei,
Nun führe ich in mancher Schlacht
Zusammen gleich 1, 2.

Prämie 1: „Amerika" v. Gustav Ritter,

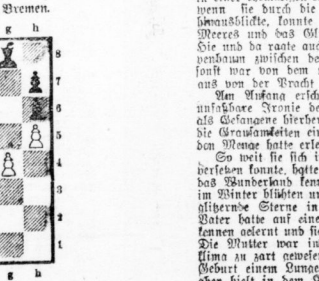
Prämie 2: Großes illustr. Buch der Liebhaberkünste v. Viktor Achenbach.

Prämie 3: „Halloria", ein Saaleroman, von Dr. Funke.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von Dr. Kißling in Bremen.



Weiß. (6+4)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 50.

Dreizüger von O. Fuß.

W. Kh7, Lb1, f4, Se2, Tg6, Bb3, c2, d3, g2.
Schw. Kd5, Ba3, a5, d4.

1. Lf4—e3, do:; 2. d4 usw.
1. ....., beliebig; 2. Ld4:(+).

Verlag von Otto Hendel, General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Druck von Gebrüder Knapp, Halle a. S. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Giesecke, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 51 — **Halle, Sonntag, den 17. Dezember** — **1916**

Was ist des Menschen Denken?
Ein Labyrinth voll Nacht!
Was ist des Menschen Können?
Sich, eines Kindes Macht!
Was ist des Menschen Wissen?
Von deinem Meer ein Schaum!
Was ist das Menschenleben?
Ein kurzer, bunter Traum!

Bechstein.

Verschleppt.

Von H. Schede-Heller.

Frau Rosemarie hatte in dem kleinen Voesenstädtchen hart an der französischen Grenze nicht lange das Glück ihrer Ehe genießen können. Die Blumen vor dem Fenster blühten erst zum zweiten Mal, und noch bestand der ersehnte Biedermeier-Salon neben dem Ehzimmer nur in allerlei Plänen und Zeichnungen, als der Krieg mit unpöblicher Gewalt ausbrach.

Das gab in dem stillen Haus einen schweren Abschied. Die jungen Eheleute waren in ihrer Liebe so froh gewesen, daß die feindselige Stimmung in dem französisch gesinnten Städtchen nie ihren blauen Himmel hatte trüben können. Er tat als deutscher Oberlehrer seine Pflicht, und im übrigen wußte er, daß zwischen seinen vier Mauern Rosemaries Augen lachten, die Vögel im Käfig sangen und die Rosen im Garten blühten. Das war die Hauptsache.

Nun war alles mit einem Schlag verändert. Der Lehrer war als junger Reserveleutnant gleich in den ersten Tagen hinausgezogen, und seine Frau, die versprochen hatte, das Haus ihm zu hüten und tapfer zu sein, war allein, ohne Freunde und Bekannte zurückgeblieben. Zu ihrem alten Vater, der im Schwarzwald ein stattliches Hotel besaß, hatte sie nicht gehen wollen, weil ihr das als eine Art Fahnenflucht erschienen wäre. So hielt sie aus, bis die Franzosen über die Grenze drangen und den Ort besetzten.

Der deutsche Lehrer stand auf der Liste der Verdächtigen. Da er aber nicht mehr aufzutreiben war, wurde seine junge Frau an seiner Stelle mit nach Frankreich verschleppt.

So saß Frau Rosemarie jetzt seit langen Kriegsmonaten mit vielen anderen Frauen und Mädchen in einer ehemaligen Kaserne in Südfrankreich, und wenn sie durch die beschmutzten Fensterscheiben herausblickte, konnte sie gerade das Leuchten des Meeres und das Glühen der roten Felsen sehen. Hie und da raste auch ein silberschimmernder Ozeanbaum zwischen den blendend weißen Häusern, sonst war von dem trüben Hof und der Kaserne aus von der Pracht des Südens nichts zu sehen.

Am Anfang erfüllte es Rosemarie, wie eine unfaßbare Ironie des Schicksals, daß gerade sie als Gefangene hierher verschleppt worden war und die Grausamkeiten einer gaffenden, sie beschimpfenden Menge hatte erleben müssen.

So weit sie sich in ihre frühe Kindheit zurückerbesinnen konnte, hatte sie sich immer danach gesehnt, das Wunderland kennen zu lernen, wo die Rosen im Winter blühten und Orangen und Zitronen wie glitzernde Sterne in den Bäumen hingen. Der Vater hatte auf einer Geschäftsreise ihre Mutter kennen gelernt und sie als seine Frau heimgebracht. Die Mutter war indes für das rauhe Gebirgsklima zu zart gewesen, und bald nach Rosemaries Geburt einem Lungenleiden erlegen. Der Mann aber hielt in dem Kinde die Erinnerung an die Mutter wach, und an Winterabenden, wenn die Tannen sich schüttelten und der Sturm um das Berghotel heulte, erzählte er vom Süden, wo die Sonne immer schien, und die Menschen sich vor keiner Schneelandschaft vorstellen konnten. Da hatte Rosemarie erklärt, daß sie nur den Mann nehmen würde, mit dem sie die Märchen dieser fremden Welt würde erleben können.

Sie mußte jetzt oft mit einem Lächeln an diese übermütigen Worte zurückdenken. Den jungen Doktor mit den klaren Augen und dem liebenden Herzen hatte sie geheiratet, obwohl er viel zu arm war, um eine Hochzeitsreise nach der Riviera zu machen, und von ihren tollsten Kindertträumen war nichts zurückgeblieben, als ein Stückchen Himmel mit einem Stückchen Meer, das sie durch den schmalen Ausschnitt einer Fensterscheibe sah.

Die Wochen und Monate schleppten sich müde dahin, ohne in dem Leben dieser schuldlos leidenden Frauen eine Aenderung zu bringen. Rosemarie litt unter einem unsäglichen Heimweh. Sie war schlank und blaß geworden, und ihr sanftes, stilles Wesen hatte alle Herzen der bunt zusammengewürfelten Frauengesellschaft gewonnen. Sogar der Wärter konnte nicht ganz so barsch mit ihr reden, wie mit den andern und ließ ihr manche Erleichterung zukommen. Er hatte sie „die Träumerin" getauft, und der Name war ihr geblieben.

Es war auch immer etwas Traumhaftes um ihre Seele, selbem eine stumme Ergebenheit an Stelle der anfänglichen Hoffnung auf Befreiung getreten war. Man hatte ihr wie auf ein stilles Uebereinkommen den besten Platz am Fenster überlassen, dort, wo man etwas vom Zauberspiel der Sonne und der Schönheit der Küste ahnen konnte. Aber nach diesen Wundern sehnte sie sich nicht mehr. Aus dem Meer wuchsen blaue Berge und dunkle Tannen. Sie war im Schwarzwald mit dem Vater oder in den Voesen mit dem geliebten Mann, draußen war die harte flatschende Welt, und drinnen war alles Friede und Glück.

„Rosemarie ist krank", meinten kopfschüttelnd die Frauen, und auch der Arzt hatte schon lange angedeutet, daß man sie in ein Krankenhaus überführen sollte.

Sie aber wollte nichts davon wissen. Sie fürchtete eine neue Umgebung, vielleicht wieder den Haß der Menge und lieblose Behandlung von Menschen, die sie nicht kannten. Da wollte sie lieber bleiben, wo sie Freunde hatte und den Klang der Heimatsprache hörte. Sie war auch nicht krank, nur sehr müde.

Dann aber schien es, als kehrten die Kräfte wieder zurück. Eine Freude war in ihr Dasein getreten. Eine Sammlung von deutschen Roten Kreuz zu Gunsten der Verschleppten hatte eine schöne Summe ergeben, und der Wärter teilte den Frauen im Namen des Lagerkommandanten mit, daß jede sich für 30 Franken aus der nahen Stadt etwas kommen lassen könnte. Die meisten bestellten sich Eßwaren — Schokolade, Eier, Gebäck — lauter langentbehrte Leckerbissen.

Rosemarie aber fann und fann. Sie wollte sich etwas wünschen, das ihr lange Freude machen sollte. Und plötzlich in der Nacht, wie sie an ihren Mann und ihr trautes Heim zurückdachte, kam ihr ein wunderlauer Gedanke. Für den Salon, der immer nur in Zeichnungen und Entwürfen vorhanden gewesen war hatten sie sich beide alte bestickte Biedermeier-Möbel und an den Wänden verblichene Bilder gewünscht. Sie hatten so sehr für diese vergangene Kultur geschwärmt. Und jetzt konnte sie mit der Ausführung beginnen. Sie würde sich mit dem schönen Geld Stramin, Wolle und Muster kommen lassen und Stühle und Sesselbezüge besticken. Nun jeher war sie im Malen und Handarbeiten besonders geschickt gewesen, so würde sie schon gute Entwürfe fertig bringen.

Der alte Wärter schüttelte den Kopf. Das sich nun wieder ganz der Träumerin! Statt mit einigen Flaschen guten Weins ihren Kräften aufzuhelfen, wollte sie sich Wolle bestellen und mit großen Handarbeiten sich herumschlagen!

Aber er ließ doch alles kommen was sie sich wünschte, und nun schien es wirklich, als sei mit den vielen Strängen bunter Wolle etwas Rosenrotes und Himmelblaues in ihr Leben getreten.

Von den Mustern paßte ihr keines so recht. Sie blieben alle hinter ihren Träumen zurück. Da begann sie mit Zartbitten zu zeichnen. Dunter Wolfine auf der Heimat. Alle Sehnsucht, alle Erinnerungen gewannen sichtbare Formen. Die Tage erschienen ihr plötzlich für die viele Arbeit zu kurz; denn es war schon Sommer, und bis zum Weihnachtsabend wollte sie fertig sein.

So stickte sie auf schwarzem Grund in fröhlich leuchtenden Farben alles, was ihre Seele bewegte. Die Nadel glitt eifrig durch die Finger. Der eintönig zu arbeitende Grund war die Wochenarbeit, die bunten Mittelstücke waren die Feiertage. Alles konnte über ihren feinen Geschmack und ihre Geschicklichkeit. Sie aber dachte nur an die Heimat und stickte Urnen mit Blumen aus ihrem Garten, Körbe mit roten Walbeeren und goldenen Aepfeln, springende Hirsche, ferne Berge und schlanke Tannen. Alles fein stilisiert und auf abgerundet.

Nun war die Weihnacht vorüber. Nun zogen wieder Wolken am Himmel, und sie tollte durch den Hochwald, in dem sie jeden Baum und jeden Moswinkel kannte. Der Krieg war vorüber. Sie saß mit ihrem Mann in dem traulichen Biedermeier-Salon, und auf jedem Stuhl prangte ein gestickter Bezug.

Sie saß jetzt noch nicht mehr so sehr unter der Ungewißheit, seit sie durch einen Brief ihres Mannes erfahren hatte, daß er endgültig aus dem Heer entlassen worden war. „Eine Hand hat es gar gelenkt, liebe Rosemarie, aber Gott sei Dank ist die Rechte mir geblieben. Und dann ist es doch die Hauptsache, daß ich lebe. Darum hatte Dich tapfer, daß wir beide gesund uns wiedersehen. Uns wiedersehen — Rosemarie — Rosemarie —".

Rosemarie stickte eifriger denn je. Der Arzt hatte es ihr verbieten wollen, weil ihr Gesicht immer schmaler wurde und ein böser Husten sie quälte. Sie durfte jetzt auch immer im Wärtchen des Wärters sitzen und konnte nun wirklich die Blumen bestaunen, die im November wie in einem endlosen Sommer weiterblühten.

Es blieb nur noch ein Bezug zu besticken, der schönste, an dem ihr ganzes Herz hing, und den sie sich für zuletzt aufbewahrt hatte. Eine große Tanne mit weitausholenden Armen über einer Blumenwiese. Sie schrieb ihrem Mann, daß das ihre Weihnachtstanne werden sollte, und in Gedanken würde sie an jedem Zweig eine Kerze anstecken und immer daran denken, daß sie übers Jahr daheim an einem wirklichen großen Tannenbaum brennen würden.

Aber so rasch, wie mit den anderen Bezügen ging es mit diesem nicht. Rosemarie war krank. Sie fühlte es wohl. Jeder Stich tat ihrem Rücken weh, und der lästige Husten wollte nicht weichen.

Sie ließ sich jetzt auch ohne Widerrede ins Krankenhaus bringen. „Für vierzehn Tage", sagte

Gedenktage der Woche.

17. Dez. 1914: Die russische Offensive gegen Posen und Schlesien bricht vollständig zusammen.

18. Dez. 1803 † Herder in Weimar (*1744).
1914: Kavallerieangriff der Russen bei Plitkallen abgeschlagen.

19. Dez. 1594 * Gustav Adolf von Schweden († 1632).
1909 † Klara Ziegler, berühmte Heroine, in München (* 1844).

20. Dez. 1552 † Katharina v. Bora, Luthers Gattin, in Torgau (* 1499).
1806: Sachsen wird Königreich.

21. Dez. 1795 * Leopold v. Ranke in Wiehe († 1886).
1870: Ausfall der Pariser Besatzung bei Le Bourget.

22. Dez. 1819 * Franz Abt in Eilenburg († 1885).
1857 † die Schriftstellerin Marie v. Nathusius in Reinstedt (* 1817).
1900 † Feldmarschall Graf Blumenthal in Quellendorf bei Göthen (* 1810).
1902 † der Irrenheilkundige von Krafft-Ebing in Mariagrün bei Graz (* 1840).

23. Dez. 1810 * der Naturforscher Richard Lepsius in Naumburg († 1884).
1870: Sieg der Deutschen über die französische Nordarmee am Hallschen Halle.
1910 † der frühere Reichstagspräsident Graf Franz Ballestrem (* 1834).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191612177/fragment/page=0001

sie, „dann muß ich meinen Tannenbaum fertig machen."

Aber der Tannenbaum wurde nicht zu Ende geflickt. Rosemarie war zu schwach, um eine Nadel zu ziehen. Sie konnte nur noch glücklich lächeln, wenn sie um sich die fertigen Arbeiten mit den leuchtenden bunten Bildern sah.

In der Weihnachtsnacht träumte sie von einem großen, brennenden Baum, an dem die Kerzen wie Sterne funkelten — und sie saß zwischen dem Vater und dem geliebten Mann, und sie sangen von der stillen, der heiligen Nacht. Da öffnete sie noch einmal die Augen und breitete sehnend die Arme aus.

Am anderen Morgen fand man Rosemarie mit einem seligen Lächeln auf den Lippen. Der Christengel, der im Himmel die Weihnachtsbäume für alle einsamen Seelen ansündet, hatte sie zu sich in sein Sternenreich geholt.

Der Kartoffelsack.

Skizze von Käte Damm.

(Nachdruck verboten.)

Gertrud von Stauffen erwachte, wie stets am Montag morgen, mit einem tiefen Seufzer. Die neuen Lebensmittelrationen auf die neuen Karten mußten beschafft werden und das war gar nicht so einfach! Jeden Tag konnte sie nicht stundenlang auf Besorgungswegen zubringen, dazu gab es im Haushalt zu viel zu tun. Und nachmittags mußte sie für den Vater, der ein sehr beschäftigter Professor war, Manuskripte abschreiben.

Die Mutter war durch ein Zuviel an Arbeit, das Haus betreffend, und zwei Söhne auf dem Gymnasium, drei jüngere Schwestern, von denen die kleinste, noch nicht schulpflichtig war, mußten versorgt werden. Gertrud war stets solch ein Hausmütterchen gewesen und war während der Kriegszeit in die immer schwieriger werdende Wirtschaft hineingewachsen, denn auf das Mädchen, das viel Küchenarbeit hatte, war kaum zu rechnen.

Also heut mußte für mehrere Brote, für Kartoffeln, für Butter oder Fett besorgt werden. Gertrud mußte sehen, daß sie wenigstens für zwei Karten Kartoffeln erhielt. Dann sah sie vielleicht gerade preiswertes frisches Gemüse — und so hatte sie sich zu ihrer hübschen Markttasche noch einen derben kleinen Sack von ungebleichter Leinwand, die sie von einer andern Arbeit einmal übrig behalten hatte, genäht —, der wurde hübsch zusammengefaltet und beförderte, gefüllt, die Kartoffeln besser als leicht zerreißbare Tüten.

Gertrud lächelte, wenn sie an den Sack dachte. Wie leicht er sich trug, trotzdem er gefüllt nicht schwer war — wenn sie nur eben das Gewünschte ohne besondere Schwierigkeiten erhalten hatte. Wenn nun der Regierungsassessor Brandewin sie mit dem Sack gesehen hätte? Der hätte gewiß so getan, als habe er sie nicht bemerkt. Schon wenn er damals, als noch Frieden war, ihr begegnete, wenn sie recht viele Pakete oder gar ein Körbchen mit Obst oder Gemüse trug, hatte er sie anscheinend nicht bemerkt, und besonders dann nicht, wenn er mit seinem Vetter, dem Leutnant Brandewin ging. Die beiden wohnten in derselben Straße, in der Stauffens wohnten, und da waren Begegnungen nicht selten. Und dann hatten sie sich auf Gesellschaften, auf Festen getroffen, und schließlich hatten die Vettern Brandewin in Professor Stauffens Haus Besuche gemacht, und Leutnant Brandewin, der sah, wie seines Vetters Herz sich für das hübsche tüchtige Mädchen zu erwärmen begann, riet dem Assessor: „Sichere sie Dir, die Gertrud von Stauffen, denk mal, wie hübsch und vielseitig gebildet, so voller geistiger Interessen ... und so hausfraulich tüchtig."

„Das ist ja gerade, was mich stört," seufzte Moritz Brandewin, „ist es nicht furchtbar, wenn sie so daher kommt mit ihren Markteinkäufen, mit Paketen und Korb?"

„Aber schön ist das," widersprach der Leutnant. „Das gibt doch eine Frau, die rechnen kann und die die Wirtschaft versteht und wenn Du auch reich bist — auch ein reicher Mann kann eine tüchtige Frau brauchen. Ich möchte z. B. schwerlich lieber eine solche Frau, als eine, die noch nie einen Blick in Küche und Wirtschaft und auf den Markt getan hat."

„Dafür nimmst Du Dir eine vom Lande!" neckte der Assessor, und der Offizier sagte: „Was kann Marietchen dafür, daß sie ein Landkind ist — wenn die in der Stadt wäre, die kaufte auch ein — und mich würde das gar nicht stören."

Es hatte den Assessor aber doch gestört — Gertruds Herz wußte es ganz genau — und sie freute sich, daß sie seinen Abschiedsbesuch verpaßt hatte, als er kurz nach Beginn des Krieges zur Verwaltung eines Landratsamtes in eine ferne Provinz geschickt wurde. Ins Feld kam er vorläufig nicht, er war damals zum Landsturm mit Waffe geschrieben worden.

Und man hatte nichts mehr voneinander gehört — der Krieg gab so viel andere Gedanken und Pflichten, daß man kleiner Herzensgeschichten kaum noch dachte — und doch dachte Robert Brandewin, seit er als Landsturmmann eingezogen, in die Geheimnisse des Soldatseins eingeweiht wurde, oft der tüchtigen Professorstochter. Nun aber, nun ist für ihn ungewohnte — ach so sehr ungewohnte Arbeit, und mit merkwürdigen Gefühlen sah er die

Kommen und Scheiden,
Suchen und Meiden,
Fürchten und Sehnen,
Zweifeln und Wähnen,
Armut und Fülle, Verdüstung und Pracht
Wechseln auf Erden, wie Dämmerung und Nacht.

Männlich zu leiden,
Kraftvoll zu meiden,
Kühn zu verachten
Bleib' unser Trachten,
Bleib' unser Kämpfen! In ehrner Brust
Uns das unsichtbare Wirken bewahrt.

Matthissen.

Weichheit und Feinheit seiner Hände schwinden. Nichts ihm Gewohntes, sonst für ihn Selbstverständliches mehr um ihn in der Fremde! Und auch später draußen nicht, im Schützengraben oder auch, wenn sein Regiment einmal in Ruhestellung lag. Wie fern ihm dann alles dünkte: die Großstadt mit ihren tausend Verwöhnungen, ohne die er nun leben mußte und leben konnte. Da tauchte das Bild Gertrud von Stauffens vor ihm auf, wenn sie so, den blonden Kopf hochaufgerichtet, die Markttasche am Arm und das Paket, aus dem das Huhn schaute, in der Hand von Einkauf gekommen war! Wahrscheinlich hatte sie doch bemerkt, wie oft er schleunigst auf die andere Straßenseite geflüchtet war: er wollte ihr nicht begegnen.

Und Gertrud von Stauffen?

Ihr treues Herz hatte ihm ein freundliches Gedenken bewahrt — besonders, seit sie durch seine Tante wußte, daß er nun auch als Landsturmmann draußen war an der Front, und lächelnd mußte sie manchmal daran denken, wie er sich wohl in das veränderte Leben gefunden hatte. Ob er wohl noch so an den Kleinlichkeiten des Lebens hing? Sie war ihm doch gut, trotz dieses Fehlers, trotz des kleinen bitteren Gefühls, daß er sie in ihrer hausmütterlichen Art nicht verstand.

Aber im allgemeinen hatte sie gar keine Zeit zu anderen Gedanken, als denen für die große Zeit des Kampfes auf allen Gebieten und zu denen, die sie für das häusliche Wohl der Übrigen zur Entfaltung der zarten leidenden Mutter haben mußte.

Und so ging sie denn auch heute, treu der Nächstenliebe, auf den täglichen Besorgungsweg. Sie hatte Glück — im Brotbeutel steckten zwei Brote und im Sack trug sie die Kartoffelration für den nächsten Tag, im Netz den Spinat für den Mittagstisch. Gut, daß der Tag trocken und sonnig war, die Welt sah auf einmal viel rosiger aus. Sie achtete, abwechselnd Sack und Netz in die rechte und linke Hand nehmend, während sie den Brotbeutel im Arm trug, gar nicht auf die Vorübergehenden. Sie waren ihr ja meist bekannt. Frau Hauptmann Wolsow, die junge Kriegswitwe, fuhr ihren Kriegssöhnchen selbst im Wagen spazieren, Frau Dr. Sieber hatte sich Fleisch und Fräulein Guntram sich für ihre alte Mutter die Milch vom Milchwagen geholt — alle holten sich selbst, kaum noch eine Frau, die sich auf fremde Hilfe verließ. — Nur seltsame Krieger, meist aus dem benachbarten Lagerett, die ihren Weg kreuzten. Auch heute kam ihr einer entgegen, wie die Treffen meldeten, war es ein Unteroffizier in ziemlich vertragener Uniform, aber Damenschuhe trug er und zwei besonders schöne Stöcke, auf die er sich, den einen Fuß mühsam nachziehend, stützte.

Der Kriegersmann dachte: „der beladenen jungen Dame macht du erst aus dem Wege sehen," und seine Augen sahen nur den grossen Kartoffelsack, dessen Inhalt sich deutlich am Stoff abzeichnete, und Gertrud von Stauffen dachte: „dem lahmen Feldgrauen muß du Platz machen" und wollte zur Seite treten, da — eine unsichtbare Bewegung — der Sack fiel zur Erde und die Kartoffeln suchten schleunigst das Weite. Ganz erstarrt stand Gertrud — wo sollte sie nun Brotbeutel und Netz lassen, denn die kostbaren Kartoffeln mußten doch aufgesammelt werden! Und durch das Feldgrauen Gedanken flog es: „Meine gesunden Hände können ja die Kartoffeln sammeln — aber wo lasse ich Krücke und Stock?" Und dann sahen sie sich an, und während Gertrud von Stauffen ganz bleich wurde, schlug eine helle Röte über das Angesicht des verwundeten Soldaten.

„Fräulein von Stauffen!"

„Herr von Brandewin!"

„Ich kann Ihnen gar nicht helfen, mein gnädiges Fräulein," sagte der Assessor kläglich, „mein lahmes Bein, das mir in Rußland zerschossen wurde —"

„Nun, so passen Sie auf Tasche und Brotbeutel auf, während ich die Ausreißer sammle." Gertrud lehnte Brotbeutel und Netz an ein Gartengitter. Dann sammelte sie die Kartoffeln ein und nahm dabei die Hilfe des hinauseilenden kleinen Wörtnermädchens an.

Als sie den Sack zugebunden hatte und sich anschickte, ihre Lasten wieder aufzunehmen, sah sie den Assessor aufmerksam an.

„Ich bitte gern gehört, wie es Ihnen ging," sagte sie, „aber da ich so beladen bin, werden Sie nicht an meiner Seite gehen wollen — oder gehen Sie nicht in unsere Straße zu Ihrer Frau Tante?"

„Eigentlich wollte ich, bevor ich nach Wiesbaden zur Kur reise, bei Ihren verehrten Eltern vorsprechen, Fräulein von Stauffen, und bitte darum, Sie begleiten zu dürfen."

„Trotzdem ich so beladen bin und — diesen Kartoffelsack trage?" fragte sie ernst, und sah ihm fest in die Augen.

„Ich habe umgelernt, Fräulein von Stauffen, man ist nicht umsonst Landsturmsoldat und draußen im Kampf — fürs Vaterland —, da lernt man viel, da lernt man die Kleinlichkeiten belächeln, tragen Sie mir in dieser ernsten großen Zeit meine Kleinlichkeiten nicht nach — kennen Sie mir nicht, Fräulein von Stauffen, der Mann, der heute neben Ihnen geht, würde, wenn er die Stöcke nicht halten müßte, Netz und Beutel und Sack tragen — sagen Sie mir, Gertrud, ehe wir zu Ihren Eltern kommen, daß Sie, wenn ich aus Wiesbaden heimkehre, meine Frau werden wollen, mit mir ein neues Haus bauen, wenn ich wieder in meinem alten Beruf dem Vaterland diene. Ich habe Sie immer — immer lieb gehabt und habe Sie heute noch viel lieber, da ich Sie mit Netz und Kartoffelsack treffe."

„Der Kartoffelsack und der Brotbeutel sind heute wichtige Sachen," sagte Gertrud von Stauffen ernst, „wenn wir Frauen und Mädchen damit nicht haushalten könnten, müßten wir uns vor unseren tapferen Kriegern schämen. Vielen mag es ja schwer geworden sein, sich daran zu gewöhnen — mir nicht, Sie wissen ja, ich kannte es nicht anders, als — mir selbst zu helfen."

„Und Sie sagen „ja" — und werden eine so tüchtige Landratsfrau, wie Sie eine tüchtige Hausfrau waren — und den Kartoffelsack hängen wir dann in mein Arbeitszimmer — er soll mich immer erinnern, daß ich erst auch „umlernen" mußte — sagen Sie ja — Gertrud — und verzeihen Sie, wenn ich Sie kränke."

Und als der Landsturm-Unteroffizier in seiner vertragenen Uniform mit Gertrud von Stauffen zusammen in das Wohnzimmer trat, da wußte der Professor und seine Frau, was das zu bedeuten hatte, und Robert von Brandewin sagte immer wieder: „Ich habe nur nicht auf die Vorübergehenden geachtet — und dann fiel mir der graue Kartoffelsack auf — und dann erkannte ich, daß es noch immer meine tüchtige Gertrud war, die ihn trug."

Des alten Thomas Abschied.

Skizze von Paul Burg.

(Nachdruck verboten.)

Die Sehnsucht hatte ihn da hinauf getrieben und das Leid ihn da oben festgehalten, vierhundertundzweiundachtzig Stufen hoch unter dem Himmel. Die Menschen unten in der Stadt wußten nicht einmal mehr viel von ihm, als daß er der Türmer seit unendlichen Jahren war und Thomas hieß, wie der Heilige, nach dem die Kirche selber benannt war. Eigentlich hieß der einsame Sonderling da oben mit den weißen Haaren wohl ganz anders, aber was ging sie sein Name an. Vor mehr als zwanzig Jahren war ihm die Frau weggelaufen aus seiner jungen Ehe. Domals hatte er noch mitten unter ihnen in der engen dunklen Gasse gewohnt. Aber weil er ihr Mitleid und ihren Spott nicht mehr ertrug, war er auf den Turm geflüchtet. Und hatte ihn nie mehr losgelassen.

In allen Stunden wachte er da oben hoch über den Dächern, blies das Abendgebet und den Morgengruß, ohne daß es noch einer unten in der Stadt beachtet hätte, die riesengroß über ihre Mauern hinausgewachsen war und mit tausend Maschinen zu ihm heraufklirrte wie ein Ungeheuer. Er blickte verächtlich und schadenfroh über sie hinweg ins Weite. Der Himmel über ihm blieb sich immer

gleich im Zärtlichen und blauen Lächeln. Und alle Tage wie die Sonne leuchtete das Licht vom Turme, das Thomas entzündete.

Es war so treu wie seine Gedanken, die nicht von Martha lassen wollten, nun über zwanzig Jahre schon. Ja doch, ja, sie war viel jünger gewesen als er, aber sie war so gut, wie sie jung und schön gewesen war, und der andere . . . der Schuft hatte sie von ihm weggelockt, daß sie zur Nacht den Mann und das kleine Kind verließ, in die weite Welt hinauslief. Längst schon wäre sie wieder zu ihm gekommen, mit einem bittenden Wort auf den Lippen. Aber sie fürchtete sich gewiß vor den Menschen in der Gasse. Nun, er wohnte ja hoch über ihnen allen und ihren hämischen Worten. Sie würde ihn hören, sein Horn, das nur sie rief, alle Morgen und Abend und die Glocke . . . Und das Licht in der Nacht leuchtete nur ihr allein. Sie würde es fühlen und erkennen, war sie auch weit, weit in der Welt.

Einmal würde sie wiederkommen, Martha.

Darüber war nun schon fein zwei Jahren auch der Traugott, sein Bub, fort. In den Krieg. Mit lodernden Herzen, mit bebenden Lippen blies der Alte fromme Choräle an Siegestagen, anfeuernde Choräle an Leidestagen vom Turme herab über Stadt und Land. Und hielt treue Aussicht nach seinem Weibe und seinem Sohne. Nach dem Frieden, den die Menschen alle so heiß erlebten.

Es war strenge Zeit übers Land gekommen; die Speisen, die er sich an seinem Seile jeden Tag hinaufzog, wurden immer kläglicher. Es war eine grausige Zeit geworden; riesige eiserne Vögel, Flintenläufe zwischen den Flügeln, zogen hoch über dem Turme dahin, ratternde Ungeheuer, die wohl Verderben speien mochten.

Der alte Thomas saß oftmals sinnend in seinem Stuhle. Er verstand die Welt nicht mehr. Und Martha, Traugott wollten, sie wollten noch immer nicht kommen. Lange Zeit, sie zu erwarten, ließ ihm wohl der Tod nicht mehr. Einmal am Abend tat sich seine Tür auf. Er erschrak, denn es kamen jetzt so selten Menschen herauf auf den Turm, ihn zu besuchen, sich an der weiten Gotteswelt satzusehen.

Der Bürgermeister der Stadt trat über die Schwelle, weiß und gebeugt wie der Türmer selber.

Bewegt blieb er bei der Türe stehen und schaute auf den Alten am Fenster. War es nicht, als träte Rethels Bild von dem Tode als Freund aus seinem Rahmen drunten in der großen schönen Bildergalerie? Da war grad so ein Türmer gemalt, an seinem Fenster, tot. Und der größte und letzte Freund aller Menschen hatte nebenan die Sense an den Pfosten gelehnt und zog für den Türmer die Glocke. Am Abendfrieden.

„Lesen Sie die Zeitung?" fragte der Bürgermeister in die Stille.

Da schüttelte der Alte den Kopf, und der Oberste der Stadt nickte aufatmend, wie von einer Last befreit, dem Greise zu, der so hochentrückt über ihnen allen wohnte. Sprach noch ein wenigeres und entfernte sich wieder. Der Weg die vielen vielen Stufen hinab, wurde ihm sauer. Oft blieb er stehen, schaute zu einer Luke hinab auf die Dächer. Schüttelte manchmal den Kopf.

Und drunten trat er mit einem festen Willen in den weiten Saal, wo die Väter und Berater der Stadt ihre Sitzung hielten. Er widersprach ihnen heute mit der sanften, überzeugenden Milde seines Alters.

„. . . Sie wollen die Segnungen der neuen und neuesten Zeit hinaufverlegen in unsern alten Turm von Sankt Thomä. Ein Fahrstuhl soll hinaufführen. Und das Licht droben soll elektrisch sein. Auch das Läutewerk. Dann soll der Alte, den sie den Thomas nennen, nicht mehr seinen Segen auf ein blaues, nicht mehr uns sein Licht anzünden. Er ist ein alter Mann wie ich, und wir Alten vertragen soviel Bekümmernis nicht mehr wie, ein Junger. Sehen Sie, einmal ist ihm seine Frau aus dem Leben gegangen. Und dann der Sohn. Er ist nun gefallen vor dem Feinde. Das wollt' ich ihm heute sagen, daß er nicht mehr auf ihn warten mag. Ich hab's nicht über mich gebracht. Nun ihm auch noch den Abschied da hinauf in seine Stube tragen, die so still und hoch über allen Welten liegt, das ist zuviel für ihn und für mich, meine lieben Herren.

Scheiten Sie mich nicht altersschwach, nicht sentimental und rückschrittlich! Fühlen Sie menschlich mit mir und lassen Sie den Alten seine Tage da oben beschließen, ehe Fahrstuhl und fremdes Licht ihn überfallen. Viele Tage werden Sie ja nicht mehr warten müssen . . ."

Da beschlossen die Stadtväter nach seinem Willen und nickten am Abend, als sie heimkehrten und das gewohnte Lied vom Thomasturme vernahmen, den riesenhohen grauen Gemäuer freundlich zu, das sich vor ihrem Blicke in die Wolken verlor.

Droben blinkte ein helles Licht. Wie ein verheißender Stern.

Und da oben saß der Lichtwärter bei seiner Bibel und wartete.

•

Es war am Morgen des Weihnachtsfestes, als er wie immer seinen Korb mit der schmalen Tagkost hinaufseile, da fand er einen Zettel an das harte Brot gebunden:

„Ihr Sohn ist vor dem Feinde gefallen."

Da stand der Alte ganz still in der Höhe, schickte den Blick zum Himmel und betete so inbrünstig, wie er es noch nie an diesem Tag getan. Und er betete um den Frieden der Welt. „Lieber Herrgott, was ich Sünde getan, laß es gesühnt sein durch meinen Sohn, meinen tapferen Traugott. Und rufe auch mich bald. Ich darf nun auf meine Martha nicht mehr warten, denn mein Leben ist spät geworden. Laß sie glücklich geworden sein unter den Menschen. Sie war ja noch so jung. Lieber Herrgott, dein Wille ist höher als alle Menschenvernunft. Gib uns Frieden!"

Und diesen Abend klang es über die Stadt hin, feierlich hallend vom hohen Turme:

Was Gott tut, das ist wohlgetan!
So denken Gottes Kinder.
Wenn man nicht reichlich ernten kann,
Liebt er uns doch nicht minder.
Er zieht das Herz
Nur himmelwärts,
Ob wir gleich hier auf Erden
Bei Mangel traurig werden.

Das Feld mag traurig stehen . . . .
Wir gehn getrost auf Zions Bahn
Und wollen Gott erhören.
Sein Wort ist Brot.
So hat's nicht Not.
Es nennt uns Gottes Erben . . . .
Wir können nicht verderben.

Die Vorübergehenden standen still und lauschten auf das Lied, das sie so lange schon vergessen hatten. Es hatte etwas kindlich Heiliges in ihren Herzen wachgerufen, und manch einer nahm es sich an diesem Abend vor, öfter jetzt auf das Lied des Türmers zu lauschen.

Und der Türmer schickte nach dem letzten Ton einen langen Blick ringsum, beugte sich über die steinerne Brüstung und spähte hinab in die Gassen, wo seine Jugend gewohnt hatte und sein kurzlebiges junges Glück. Schaute weiterum ins abendliche Land und hinauf zum Himmel, an dem sich die ewigen Sterne entzündeten. Dann ging er hinein und setzte sich an sein Fenster wie jeden Tag, in den Schlaf hinüberzuträumen.

Schritten sah er kommen, schnelle Gestalten. Und ein Singen unter dem Himmel hallte um ihn. Es war ein langer, langer Zug von fremden Gesichtern, Könige und Krieger, Feldherren, aus Grüften entstiegen, und Tausende, Tausende Helden mit frischen Wunden, männliche Gestalten. Sie zogen singend unter dem Himmel vorüber. Und alle Glocken der Welt läuteten dazu. Da tat sich für den Himmel auf. Engel jubilierten. Und es ward eine blendende, jauchzende Helle hoch, hoch in hohen Regionen. Die ewige Sonne strahlte. Gottes Thron.

Der Alte hatte seine Hände gefaltet. Es war noch ein Gedanke in ihm: Du mußt die Menschen wecken. Nimm dein Horn und zieh den Glockenstrang. Der Friede ist geboren, der ewige Frieden auf Erden! Türmer, bist du wach —? Über die Augen fielen ihm zu, und kein weißes Haupt sank schwer auf die Brust herab.

Totenfrieden breitete sich in jener Nacht um den Turm, und hoch in Lüften war ein heimliches Klingen und Raunen.

Der geschichtliche und der Lügen-Münchhausen.

In der ganzen Welt ist die Gestalt Münchhausens als der klassische Typus des genialen Aufschneiders bekannt. Der Lügen-Baron hat auch literarisch, wie es sich für ihn gebührt, seltene Schicksale erlebt. Ueberraschend genug ist es schon, daß dies Erzeugnis echt deutschen Humors auf englischem Boden und in englischer Sprache zuerst das Licht der Welt erblickt hat; und der Verfasser des sogleich mit größtem Beifall aufgenommenen Werkes schwebte lange ein solches Dunkel, daß der sonst so vertrefflich unterrichtete Goedeke noch im Jahre 1849 vollkommen falsch riet, indem er die Urheberschaft der Münchhausenschen Lügen Lichtenberg, Kästner und Bürger gemeinsam zuschreiben wollte. Die interessanten und zum Teil verwickelten Fragen, die mit dem Münchhausenbuche zusammenhängen, hat jetzt Wilhelm Robert in dem bei Adolf Sponholz in Hannover soeben erschienenen Abschlußbande seiner „Hannoverschen Biographie", dessen Bollendung er leider selbst nicht mehr erleben sollte, mit gewohnter Sorgfalt behandelt und klargestellt. Von den drei von Goedeke angedeuteten Göttingern hat nur Bürger insofern Anteil an dem Münchhausen, als er 1786 die vierte englische Auflage des Buches ins Deutsche übersetzt hat. Der Verfasser hatte nun freilich auch allen Grund, sich im Dunkel zu halten. Es war ein Hannoveraner namens Rudolf Erich Raspe, der es in Kassel als Rat und Professor des Carolinums zu einer ansehnlichen Stellung und auch in der Wissenschaft zu Ruf gebracht hatte, bis er sich dazu hinreißen ließ, aus dem ihm anvertrauten Kabinett für 2000 Taler Münzen und Seltenheiten zu beseitigen. Er mußte fliehen, wurde verhaftet, konnte jedoch noch nach England entwischen, wo sich der begabte Mann wieder eine Stellung zu machen verstand. Und dort hat er dann Münchhausens Lügengeschichten gesammelt und veröffentlicht.

Aber wie in aller Welt kam Raspe zu einem Münchhausen und was hat der Lügenbaron mit dem geschichtlichen Urbilde zu tun? Denn obgleich Münchhausens Aufschneiderei zum großen Teile dem Weltbestze an derartigen Lügengeschichten entnommen sind, so ist ein Zusammenhang mit Raspes Zeitgenossen, dem Baron Hieronymus von Münchhausen, doch nicht in Abrede zu stellen. Auf den ersten Blick freilich kann man staunen darüber, wie Baron Hieronymus zu dem etwas zweifelhaften Ehre gekommen ist, zu seinem berühmten Lügenvetter Modell zu stehen. Er hatte beim Herzog Anton Ulrich von Braunschweig als Page gedient, folgte ihm dann nach Rußland, nahm dort Kriegsdienste und brachte es bis zum Rittmeister. Als solcher nahm er seine Entlassung und zog sich auf sein Erbgut Bodenwerder zurück, war er still und friedlich als Landedelmann lebte. Es ging ihm dort gut; nur sein Lebensabend wurde dadurch getrübt, daß die junge Frau, die er als alter Mann in zweiter Ehe heimführte, sich als ein leichtfertiges und verdorbtes Geschöpf erwies, die ihm viel Kummer bereitete. War nun Baron Hieronymus wirklich ein echter „Lügen"-Münchhausen? Mit nichten! Vielmehr war er ein durchaus reeller, ehr- und wahrheitsliebender Mann, der sich, als 1786 Bürgers Uebersetzung die Münchhausiaden dem deutschen Publikum bekannt gab, höchst verdrießlich über all die Aufschneidereien und Schwindeleien beklagte, die ihm da in dem Munde gelegt wurden, und der sich durch die Ausgabe des Buches für öffentlich bekompromittiert sah. Baron Hieronymus war im allgemeinen keineswegs ein schwabbelter Erzähler, sondern, besonders in seinen späteren Jahren, sogar eher mißmutisch und wortkarg. Und doch war er nicht ohne Grund zu der Verwandschaft mit dem Lügenbaron gekommen. Denn wenn er im vertrauten Freundeskreise nach dem Abendessen beim rauchenden Kleeblatt philosophierte und einem [illegible] soll, dann freilich ward er wohl ein anderer, und „der sonst so wahrhafte Mann wußte dann bei seiner lebhaften Imagination alles vorzumalen." Ein großer Jäger vor dem Herrn war er obendrein, und es kam ihm dann nicht darauf an, aus den gewöhnlichsten Jagd-, Kriegs- und Reiseerzählungen mit schlagendem Witze Wunderdinge zu fabeln. Bei einem Festessen in Hannover prahlte einige Fähnriche von einer Schlittenfahrt. Darauf Münchhausen ganz trocken: „Ist ja alles nicht der Rede wert, gegen die Hofschlittenfahrt, der ich auf Einladung J. M. der Kaiserin in Petersburg beizuwohnen die Ehre hatte." Und nun beschrieb er einen riesigen Hofschlitten, in dem weder ein Audienzzimmer noch ein Ballsaal fehlte. Oben eine Plattform, darauf frisch gefallener Schnee. Die Hofjunker holen die Hofschlitten und führen auf ihnen die schönen Hoffräuleins hin und her, während der Riesen-Hofschlitten, gezogen von 12 gewaltigen Eisbären, in mondbeglänzter Nacht durch die russischen Wälder saust. Entsetzter Münchhausenstill, der die Prahlereien der jungen Leute allsobald verstummen machte. Einst waren ihm in Rußland zwei Zehen erfroren und abgenommen. Frau Nolte, die kurz vor seinem Tode den 77jährigen Greis bettet, bemerkt das und ruft: „Ach, was ist denn das?" Münchhausen, noch bis zum Tode der Alte, antwortet: „Das hat mir ein Eisbär abgebissen auf der Jagd."

So ist es denn nicht unwahrscheinlich, daß überliefert wird, in Hannover bei stark ausgetrunkenen Jagdgeschichten der Name Münchhausen als Dämpfer gilt, und das muß wohl Raspe gewußt und erfahren haben, als er sein Buch schrieb.

Vielleicht er von den lustigen Jagd- und Kriegsaufschneidereien des Barons übernommen und wieviel er selbst dazugetan hat, ist nun freilich gar nicht mehr auszumachen, und es wird wohl dem unrettlichen Streben und dem biederen Baron Hieronymus schon gemeinsam die Ehre der Vaterschaft dieser unsterblichen Gestalt lassen müssen.

Aus der Welt der Frau.

Aus der Naturgeschichte des Kohls.

Der Krieg, der grobe Umwerter aller Werte hat auch unsere Anschauungen über viele Gebiete mitten von Grund auf geändert, und die zahlreichen Kohlarten, die früher von manchem als nicht fein verachtet wurden, sind heute vielleicht mit die häufigsten Gerichte bei Arm und Reich.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191612177/fragment/page=0002